

Trendy dank Stichen am Arm

Nach dem «Urban Farming» greift nun auch die Begeisterung für das Imkern auf die Städter über. Nicht nur in New York, auch in Zürich werden immer mehr Bienenvölker gehalten. Von Nina Toepfer

Toepfer N. (toe)

Bei der Ernte herrscht hier immer ziemlich Flugbetrieb», sagt Marc Latzel auf der Treppe, die zum Dach führt. Unten im Hof flattert Wäsche, entlang der Stufen rankt sich eine hundertjährige Rebe. Unter dem Dach, bei den Sonnenkollektoren, blühen Thymian und Rosmarin. Hier summt es schon, denn noch weiter oben leben die Bienen. Wenn der Spätsommer endet, ist der Honig schon längst geschleudert, Insekten und Imker bereiten sich auf den Winter vor.

«Am liebsten hätte ich Hühner und Geissen im Hof», sagt Marc Latzel, zieht von einer Balustrade im obersten Stock eine Leiter hervor und klettert das letzte Stück nach oben. Mitten in Zürich im Kreis 4, wo es mehr Asphalt gibt als Blumenwiesen, hält der Fotograf acht Bienenvölker. Das sind ungefähr 300 000 Tiere in Magazin-Beuten, mobilen Bienenbehausungen, die sich vom Himmel abheben wie Kartonschachteln.

An der Kunstbiennale von Venedig vor sechs Jahren erfuhr Marc Latzel erstmals von einer Bienenzüchterin in der Stadt. Das weckte seine Neugierde, und nach einem Grundkurs fing der bekennende Nicht-Esoteriker selber als Bienenzüchter an. Er hat sich in die Literatur und in die nicht ganz leichte Arbeit gestürzt, hat einen berühmten schottischen Imker besucht und behält beachtlichen Respekt vor den Bienen: Nie würde er zum Beispiel ohne Schleier und Handschuhe in ihre nächste Nähe gehen. «Imkern ist ein sehr verblüffendes Fach: Je mehr man weiss, desto genauer erkennt man, was man alles nicht weiss.»

Bienen sind in. Dabei gab es Stadtimker früher schon, sie sind in der Brunschen Zunftverfassung dokumentiert, die zwischen 1336 und 1798 gültig war. Blüht der althergebrachte Beruf des Stadtimkers jetzt als städtisches Balkonhobby im Gesundheits- und Nachhaltigkeitstrend wieder auf? Die «Süddeutsche Zeitung» spottete schon: Wer «nicht mindestens acht gut sichtbare Stichverletzungen vorweisen kann, muss sich ernsthaft Gedanken um sein urbanes Prestige machen». Gehört wohl zum Look, denkt man sich, wie das Markenvelo und die Kuriertasche.

Jedenfalls summen sie nun in Schweizer Städten, insbesondere auch über Zürich, das Hotel Marriott bietet nur eines der prominentesten Dächer, auf denen Bienen leben. In einem anderen Stadtteil, an gar nicht szeniger, aber bester Wohnlage, stehen die Gärten der Villen in Spätsommerpracht. Hier unterhalten ein Arzt und ein Agronom ein Bienenhaus mit drei Völkern. Daniel Geiser, der Mediziner, stiess in New York auf Berichte von «Urban Farmers». Natur aktivieren in der Stadt, das brachte in ihm eine Saite zum Klingen. Wenn das möglich war, warum nicht auch mit Bienen? In seinem wunderschönen, nicht allzu akkurat gepflegten Garten, wo er auch gefährdete Pflanzen setzt, steht nun das Bienenhaus.

Als Agronom hat Michel Fischler schon beruflich mit Monokulturen zu tun, mit Biodiversität und ökologischen Ausgleichsflächen. Mit einigem Feuer erzählt er nun: dass er die Bienen als Indikator dafür sieht, wie es der Umwelt geht, wie man sie aus gebotener Distanz kennenlernt, wie nicht das Individuum zählt, sondern das ganze Volk, wie man das Ritual durchspielt, das mit Schutzanzug und Handschuhen beginnt. Zurzeit halten die beiden drei Völker. «Das ist eindrücklich», sagt Michel Fischler. «Dann merkt man: Das ist ernst, das ist keine Spielerei mehr.»

Gedanke an Schöpfung

Die Stadt bietet mit ihren Gärten und Parks mitunter günstigere Lebensbedingungen für Bienen als intensiv genutzte Landwirtschaftsflächen, die immer weniger Tracht hergeben – Nektar, Pollen. Aus Paris und New York kamen die ersten Nachrichten von erfolgreichen Imkern. Auf dem Berliner Dom leben mittlerweile ebenfalls Bienen, der Standort habe sich angeboten, sagt eine Sprecherin. Ja, sicher, da sind der Oleander, die Bäume von den nahen Parks und Unter den Linden. Kommt der «Gedanke an die Schöpfung» hinzu, sagt sie, und im Dom-Shop findet der Honig grossen Anklang.

Genau Zahlen über einen Imkerboom im städtischen Teil der Schweiz gibt es noch nicht. Doch beim Deutschen und Rätoromanischen Verband der Bienenfreunde (VDRB) sind die Imker-Grundkurse entweder ausgebucht oder werden wegen grosser Nachfrage, wie in der Zürcher Sektion, neuerdings regelmässig doppelt geführt. Verbandspräsident Richard Wyss spricht denn auch von einem «ausgeprägten Trend». «Das Interesse ist so gross, dass wir sogar den Vorwurf hören, es gebe zu viele Imker in der Schweiz. Je dichter die Bienen aufeinander leben, desto schneller verbreiten sich Krankheiten. Wie Schnupfen im Grossraumbüro.»

Imkern fasziniert und zwingt einen geradezu zur Entspannung, denn Bienen reagieren aggressiv auf Stress. Sollte es einen Sinn stiften, auch gut. Sicher kommt lokal und biologisch produzierter Honig einer Nachfrage entgegen. Dass Konsumenten beim Essen Echtheit und Einfachheit suchen, hält auch eine Studie des GDI mit dem Titel «Consumer Value Monitor Food» fest. «Die Industrie bietet science, die Menschen wollen romance», heisst es da. In diesem Konflikt hätten «disruptive Innovationen» beste Marktchancen: neue, überraschende Ideen, die den Bedürfnissen der Konsumenten entsprechen.

Die Organisation eines Bienenvolkes, seine Kommunikationssysteme faszinieren, aber unübertroffen ist die Umsicht der Bienen: Sie sorgen für sich selbst, nützen dabei der Pflanzenwelt und damit den Menschen. Seit Mitte der 1990er Jahre sind jedoch Millionen von Bienen spurlos verschwunden, und das während Jahrtausenden gut funktionierende Zusammenleben mit den Menschen ist in eine weltweite Krise gekippt. CCD ist eines der gewichtigen Stichwörter dazu und steht für «Colony Collapse Disorder», das Verschwinden ganzer Völker.

Die Lage ist durchaus dramatisch, längst haben Imker und Forscher Alarm geschlagen. «Bienen sind gefährdet, der Verlust vom letzten Winter» – die Hälfte der Bienen in der Schweiz – «ist besorgniserregend. Ein Drittel aller Nahrung, die weltweit produziert wird, ist bestäubungsabhängig. Und achtzig Prozent der Bestäubung übernehmen die Bienen», sagt Peter Gallmann, Leiter des Zentrums für Bienenforschung in Bern.

Nach-Zeit im Auge

Geht es den neuen Stadtimkern also darum, die Bienen und damit den Planeten zu retten?

«Ach was», winkt Marc Latzel ab, der seinen ersten Honig an Nachbarn verschenkt hat. «Ich bin nicht trendy. Schliesslich ist das hier viel Arbeit und dazu auch noch eher kostspielig. Bienen zu retten, spielt bei mir ungefähr in dem Mass eine Rolle, wie ich keine Tiere esse und so einigermaßen anständig leben kann.» Auch bei Fischler und Geiser spielt Honig eine süsse Nebenrolle, und nichts deutet auf eine schnelle Mode, auf überzogenen Idealismus hin.

Bei aller Leidenschaft fürs Imkern sind die Formulierungen in der Hinsicht zurückhaltend: Einen Beitrag zum Überleben der Bienen zu leisten, wäre zwar schön, sagen die neuen Stadtimker. Doch dafür scheint die Zeit schon äusserst knapp geworden zu sein, insbesondere wenn man den Schilderungen des eindrücklichen Dokumentarfilms «Das Geheimnis des Bienensterbens» von Mark Daniels aus dem Jahre 2010 glaubt, der kürzlich wieder auf Arte lief. Da haben Wissenschaftler bereits eher einschüchternde Szenarien für eine Nach-Zeit im Auge; von genmanipulierten Superinsekten, Roboterbienen, mechanischer Befruchtung war die Rede.

Flächendeckende Bestäubung bleibt oberstes Ziel der Forscher, und so gesehen operieren sie in anderen Dimensionen als urbane Imker, wie Gallmann meint: «Einige wollen nicht einmal Honig ernten. Sie mögen die Tiere und wollen Gutes tun. Nachhaltig ist Stadtimkern aber nicht. Bestäubung sollte ja auf dem Land stattfinden, nicht in der Stadt.»

In «More Than Honey», seinem neuen Dokumentarfilm, hat Markus Imhoof über das Bienensterben recherchiert (siehe «NZZ am Sonntag» vom 8. August, Kinostart Deutschschweiz: 25. 10.).

«The new buzz in the city»: Auch auf dem Dach des Hotels Waldorf-Astoria in Manhattan werden seit neuem Bienen gehalten. (New York, 29. April 2012)

«Imkern ist ein sehr verblüffendes Fach»: Bienenstöcke im Zürcher Kreis 4.

NZZ am Sonntag (zss)

«Das Interesse ist so gross, dass wir den

Vorwurf hören, es

gebe zu viele Imker

in der Schweiz.»